

## **„Inspiriert“: Theater im Gottesdienst**

### **Predigt von Bischof Hein in St. Martin, Kassel, am 16. Oktober 2005 zur Kasseler Inszenierung des „Troubadour“ von Giuseppe Verdi**

Letzte Worte haben es in sich, liebe Gemeinde. Sie sind ein Vermächtnis, dem man sich kaum entziehen kann. Was überhaupt noch gesagt werden sollte, die Summe des Lebens, kommt in ihnen zum Ausdruck: ein letztes Mal, ein letzter Wille, bevor der Tod den Mund verschließt.

„O räche mich“, schreit die sterbende Zigeunerin aus dem brennenden Scheiterhaufen heraus zu ihrer Tochter Azucena. Deren Lebensschicksal ist fortan festgelegt: Der Tod der Mutter, vom alten Grafen befohlen und in die grausame Tat umgesetzt, wird viele weitere Tode nach sich ziehen, denn die Worte hallen nach: „Sie rief in Todesqualen ‚O räche mich‘ mir zu. Dies Wort, ich hör‘ es immer. Und nimmer läßt es mir Rast noch Ruh.“

Um Rache geht es in Verdis „Troubadour“ – einer seiner wohl erfolgreichsten Opern, vor rund anderthalb Jahrhunderten komponiert, aber immer noch und immer wieder seltsam gegenwärtig. Die Figuren kommen daher im Militärlook und mit Kalaschnikow und nicht im Gewand des Mittelalters – bis hinein in unseren Kirchenraum, wo eine von ihnen neben dem Altar steht. Grundlegende Dispositionen unseres Lebens werden sichtbar, die unabhängig sind vom Wandel der Zeit. Es geht um das Unbewußte in uns, das nur selten ans Tageslicht tritt, weil wir es kaum aushalten könnten. Darum ist es Nacht in Verdis Oper. Aber nachts ist um so mehr Leben: Leidenschaft, Eifersucht, Haß, Verfluchung – und immer wieder Feuer: ohne die Nacht zu erhellen, aber um alles zu verzehren.

„Nicht mehr Herr im eigenen Haus zu sein“, hat Sigmund Freud als die entscheidende Kränkung des Menschen beschrieben. Die Akteure in Verdis „Troubadour“ sind das längst nicht mehr: Getrieben erscheinen sie uns – trotz allen Willens und Wollens und allen Aufbegehrens letztlich willenlos.

Was einst, so erzählt es die Geschichte, fünfzehn Jahre zuvor, in der Hinrichtung der Mutter der Zigeunerin begann, entwickelt eine Kraft, der sich niemand auf der Bühne mehr entziehen kann. Wie Marionetten, von unsichtbarer Hand bewegt, ja vorwärts gestoßen, erfahren sie ihr Leben als Verhängnis und werden am Ende zerstört. „Die Macht des Schicksals“, heißt eine andere Oper Verdis. Diese hier könnte genauso heißen! Es ist ein bitterer Triumph, den Azucena in ihren letzten Worten dem Grafen Luna

entgegenschleudert, ehe sie zusammenbricht: „Du bist nun gerächt, o Mutter!“ Der Preis für diesen Triumph ist hoch. Leonora tot, Manrico von Luna hingerichtet, dem eigenen Bruder – und das Leben derer, die am Schluß überleben, ohne jeden Sinn. Die letzten Wortes des Grafen Luna sind die letzten Worte der Oper: „Und *ich* lebe noch“ – gewiß, aber was ist dieses Leben noch wert, wenn es vom Tod umweht und angerührt ist: vom Tod mitten im Leben, ohne mildernde Aussicht, ohne Happy End. Graf Luna hat gesiegt, aber alles verloren. Ausgerechnet er, der glaubte, im vollen Bewußtsein seiner Macht sagen zu können: „Mein Gott ist nur die Rache.“

Verdi selbst hat diesen Sog des Untergangs gespürt und ihm wohl auch geteilt, wenn er in einem Brief schreibt: „Man sagt, die Oper wäre zu traurig, und es gäbe zu viel Tote darin. Aber ist im Leben schließlich nicht alles Tod? Was bleibt noch übrig?“ Nichts, müßte unsere zutiefst resignierende Antwort lauten. Nichts bleibt. Alle Leidenschaft, vor der uns im „Troubadour“ viele Spielarten begegnen, alle Vitalität der Charaktere, musikalisch glanzvoll in Szene gesetzt, täuscht nicht darüber hinweg: Wir Menschen sind Verblendete, Gebundene, Getriebene, und am Ende irgendwie auch Betrogene. Eine düstere Botschaft, sofern man überhaupt von einer Botschaft sprechen kann und sich nichts blindlings, ohne viel zu überlegen, dem Rausch der Musik hingibt.

Unbändige Leidenschaft, die alles mit sich reißt und nur eines kennt: hemmungslose Rache, ist uns keineswegs fremd, auch wenn wir sie heutzutage in unseren geordneten bürgerlichen Verhältnissen eher selten erleben. Aber wir agieren sie manchmal stumm im Inneren unseres Herzens aus. Da lebt sie, nur mühsam gebändigt. Daß man in heiligen Hallen die Rache nicht kennt, wie es uns der aufgeklärte Sarastro in Mozarts „Zauberflöte“ glauben machen will, bleibt „frommer“ Wunsch.

Rache ist von alters her ein Thema der Menschheit – und darum auch der Bibel vertraut: Kain erschlägt Abel, weil er es nicht ertragen kann, daß Gott das Brandopfer seines Bruders mehr liebt als seines – und damit nimmt das Verhängnis der Menschheitsgeschichte, fast wie in Verdis „Troubadour“, seinen Auftakt und seinen Lauf. Zwar muß Kain für seine Tat nicht seinerseits mit dem Tod büßen, aber die Rache ist fortan in der Welt. Wenige Zeilen später schon heißt es im Schwertlied des Lamech wie in einer für uns heute kaum noch nachvollziehbaren Ekstase der Rache: „Einen Mann erschlug ich für meine Wunde und einen Jüngling für meine Beule. Kain soll siebenmal gerächt werden, aber Lamech siebenundsiebzigmal.“ Rache läßt alles Maß hinter sich. Gewalt gebiert neue Gewalt. Spiralig schraubt sich der Teufelskreis immer höher und droht alles mit sich zu reißen und zu vernichten. Wie mäßigend wirkte schon im Recht

des Alten Testament die einschränkende Regelung, die ein Vergehen durch ein gleichwertiges Äquivalent gesühnt sehen wollte: also nicht mehr auf einen Tod gleich siebenundsiebzig weitere Tode als Rache für die erlittene Unbill, sondern „Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Wunde um Wunde.“

Was uns aus heutiger Sicht als gleichermaßen archaische wie barbarische Ordnung erscheinen mag, war der Versuch, die ungehemmten Rachegeleüste wenigstens einzudämmen und nur Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Aber die Rache selbst stand nicht außer Frage. Sie lebte fort und wurde allenfalls mühsam domestiziert. Die Menschheitsbühne könnte unter diesen Bedingungen am Ende genauso aussehen wie das Schlußbild im Troubadour.

Gäbe es nicht die Durchbrechung des Kreislaufs! Mitten im Bühnenbild der Kasseler Inszenierung, in das sich Balken und Trümmer quergelegt haben, stehen im 2. Akt ungezählte kleine Kreuze, wie wir sie von den Soldatengräbern der beiden Weltkriege oder auch aus dem Balkan kennen. Zeichen des Todes sollen sie sein, der Macht also, die alles und alle beherrscht und bezwingt und der wir letztlich unseren Tribut zahlen müssen. Im „Troubadour“ hat am Ende nur einer wirklich gesiegt und ist mit dem Leben davongekommen: der Tod. Er regiert das Feld. Rache geht über Leichen – das drängt sich uns mit aller Macht ins Bewußtsein. Und anders kann man ja wohl die vielen Kreuze auf der Bühne auch nicht deuten.

Oder doch, liebe Gemeinde? Sollten sie, vielleicht ganz gegen die erklärte dramaturgische Absicht, ein versteckter Hinweis darauf sein, was allein den unbeschränkten Rache nicht nur Einhalt gebietet, sondern sie wirklich überwindet?

An dieser Stelle muß in diesem Gottesdienst der Kontrapunkt ertönen, der Verdis Oper verwehrt bleibt: das Wort, das nicht die Rache beschwört und auf maßlose Vergeltung dringt, sondern von Vergebung spricht – selbst im Angesichts des Bösen, das uns beherrscht und das wir tun. Dem letzten Wort der Zigeunerin in den Flammen des Scheiterhaufens „O räche mich“, millionenfach bis heute wiederholt, steht in der Menschheitsgeschichte eines der letzten Worte des Erlösers gegenüber, der im Angesichts seines eigenen Kreuzes sagt: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun!“ Ja, es gibt sie: rasende Leidenschaft und Eifersucht, Haß und Gewalt – aber das ist nicht alles! Es gibt Hoffnung auf Leben! Dafür steht das Kreuz ein – sinnigerweise selbst im Kasseler Troubadour. Es stimmt nicht, was uns suggeriert werden soll: der Tod habe das letzte Wort. Im Kreuz Jesu wird er entmächtigt. Hier, im scheinbaren Zeichen der völligen Niederlage, entfaltet sich das Geheimnis des Glaubens: daß Gott

